

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



„Das ew'ge Licht scheint da herein
Und gibt der Welt ein' neuen Schein,
Es leucht' wohl mitten in der Nacht
Und uns zu Lichtes Kindern macht.“

Weihnachten 1915.

Einer Mutter Erleben.

Erzählung von Pauline Lange.

Zwischen Wäldern und Biesen liegt an einem weiten lieblichen See das Städtchen S., das den Durchreisenden anmutet wie ein Friedens Idyll, in dem es sich etwa gut ausruhen ließe nach aller Dast und Unrast der großen Welt.

Wer jedoch in dem Städtchen lebt, der weiß wohl, daß es weder mit dem Frieden noch mit der Weltabgeschlossenheit ganz stimmt. Menschliche Leidenschaft und Torheit schlagen auch hier ihre Wurzelbäume und derweilen Tragödien und Komödien in buntem Gewirr in das scheinbar gleichmäßige Alltagsleben. Und zahlreiche Fäden gehen von dem kleinen Orte hinaus in ferne Länder, und neuzeitstandene, teils schwere, teils glänzende Geschehnisse sind eng mit dem Leben der kleinen Stadt verknüpft. Und während des jenseitigen furchtbaren Krieges ist es den Bewohnern von S., als seien sie plötzlich in den Mittelpunkt alles Geschehens gerückt. Sie wissen, die Grenzen ihres Vaterlandes starren von Waffen, und treue Mannen bilden eine lebendige, unüberwindliche Mauer gegen die Feinde, aber daneben ist es ihnen, als wären alle Schranken gefallen, als rücktten Länder und Völker, die man sonst kaum dem Namen nach kannte, einem ganz nahe, und als sähe man in das innerste Leben und Denken all dieser Völker hinein.

Und nun war das zweite Weihnachtsfest in diesem furchtbarsten aller Kriege herbeigekommen. Schon waren die vielen Palette verstant, die wiederum einen Weihnachtsgruß zu den Lieben in's Feld tragen sollten, für die Lazarette war alles vorbereitet zu erhebender Feier am Christabend, in manchem Hause wurden frohe Vorbereitungen getroffen, weil der Gatte oder Sohn, Bruder oder Bräutigam zu kurzem Urlaub erwartet wurde. Aber in allgemeinen wollte im ganzen Orte keine rechte Feststimmung aufkommen, trotzdem die Kaufleute die leuchtendsten Schaufenster hergerichtet hatten und trotzdem kleine rotgekokerte Buben und Mägdelein die Näschen an eben diesen Fenstern plattdrückten, um das Verlangen ihrer begehlichen kleinen Herzen durch das Anschauen der Herrlichkeiten zu erquiden. Sie waren die Einzigen, die mit täglich gesteigerter wenn häufig auch ganz heimlicher Erwartung dem Christfeste entgegenzauten.

Und am härtesten — darin waren alle einig — war die Frau Wiegand, die Witwe des verstorbenen Hauptlehrers, heimgesucht worden; daß sie den Mann früh verlieren mußte, war schon hart genug und was für einen guten, prächtigen Mann. Der ganze Ort hatte getrauert, als eine tödliche Krankheit vor Jahren den beliebten Lehrer schnell dahinraffte. Die wilden Schulbuben waren ganz still einhergegangen und hatten gefühlt, einen solchen Lehrer, der trotz seiner Strenge jedem unter ihnen wie ein zweiter Vater war, fanden sie wohl nie wieder. Die Eltern aber wußten am besten, was sie an ihm verloren. Wie mancher Vater, der sich nicht zu raten wußte mit seinen Buben, war in stiller Abendstunde zu dem schlichten Borortshause gepilgert, hatte dem Lehrer sein Herz ausgegüßelt und hatte nicht nur für seine Buben Rat gefunden, sondern weit darüber hinaus. Ja, das grünmürante Haus in der Vorstadt war allmählich für alle, die den Zugang dahin fanden, ein Notanker geworden — mancher Gramgebeugte hatte sich dort

Trost, mancher Versagte und Schiffbrüchige hatte sich Mut zu einem neuen Leben geholt. Und wie der Mann, so die Frau. War er eine ernste tiefe Natur voller Pflichttreue, Festigkeit und großer Güte, so war die kleine bewegliche, dunkelblaugige Frau scheinbar das Gegenteil und doch ganz eines Sinnes mit ihm, stets bereit, neben all ihren Hausfrauen- und Mutterpflichten seine Sorgen und Freuden ehrlich zu teilen.

So leid ihr oft ihr Mann tat, wenn nach der Last des Tages und während der Vorarbeit für den nächsten Tag gar so viele Leute kamen, die seine Kraft und Zeit in Anspruch nahmen, sie wußte, seiner reichen Natur war es gegeben, vielen etwas zu sein, und sie hätte nicht den Mut gefunden, sein Wirken zu hindern, wenn sie selber auch dadurch entbehren mußte. Nur doppelt lernen, ihm alles Unnötige an Kleinram aus dem Wege zu räumen, damit seine Kraft für Größeres blieb, das war ihr Wunsch und ihr Streben gewesen, und für jeden, der kam, hatte sie ein freundliches Wort und einen Blick, der zu sagen schien: „Daß nur, es wird schon alles gut.“ Ein Segen war von dem kleinen Hause ausgeströmt, unbemerkt und doch fühlbar im ganzen Orte. Und was sie in Liebe und Hingebung wirkten, schien ein gütiges Geschick ihnen durch Glück im eigenen Heim vergelten zu wollen! Drei frische, liebe Buben wuchsen neben dem Esternpaare heran. Und als dann der Vater und Verfolger ihnen so schnell genommen wurde und die kleine Frau anfangs wie vom Schlage getroffen ersahen, da war es den Leuten fast übermenschlich vorgekommen, wie sie förmlich über ihren Schmerz emporwuchs.

Wald hatte sie für jeden, mit dem sie in Berührung kam, wieder ihren gewohnten herzlichen Blick. Sie lernte unter Tränen lächeln bis sie die Kraft gewonnen hatte, wieder von Herzen mit dem Traurigen traurig und mit den Fröhlichen froh zu sein. Sie meinte, sie dürfte nicht klagen — sie sei überreich gewesen und hätte immer noch unendlich vieles, für das sie nicht dankbar genug sein könne. Besah sie doch ihre drei Buben, die sie ganz nach dem Wunsche des Vaters und in seinem Sinn erziehen mußte. Tapfer nahm sie das schwere Leben in ihre kleinen, selten, arbeitsgewohnten Hände.

Während der guten Jahreszeit nahm sie Sommergäste, und ihr Haus mußte immer noch eine besondere Anziehungskraft haben, denn nie fehlten die Gäste, und manche blieben bis in den Herbst hinein, kamen als Fremde und gingen als Freunde. Die Leute staunten oft, wie die behende kleine Frau mit ihrer treuen Magd all die Arbeit schafften und doch immer noch frohen Mutes sein und Zeit für ihre drei Buben haben konnte. Sie zog sie tüchtig heran zu Hilfeleistungen aller Art, soweit ihre Schulaufgaben es zuließen, aber sie gönnte ihnen auch von Herzen die nötige Erholung und konnte sich wie ein Kind mit ihnen freuen über jede kleine Freude, die ihnen wurde. Seltene Blumen und Steine, ein neu entdedtes Vogelnest, eine Einladung zu Freunden, ein gut gelungener Ausflug, alles wurde für die Jungen zu einem Fest durch das Verständnis und die herzliche Mitfreude der Mutter. Eine Freude war es, diese Mutter mit ihren Söhnen zu sehen, und mancher Blick folgte ihr voller Bewunderung oder voller Reiz, wenn sie am Sonntag gemeinsam zur Kirche gingen. Dann war es einsamer geworden um Frau Wiegand — von ihren drei Söhnen war nur der jüngste dauernd noch bei ihr geblieben.

Franz, der älteste, ganz das Ebenbild des Vaters, hatte zunächst auf der Landes-Universität, dann in Berlin Medizin studiert und bestand gerade beim Ausbruch des Krieges mit Auszeichnung sein letztes Examen. Walter, der zweite, studierte Philologie und war im vierten Semester und Bert, der jüngste, nach Ansicht seiner Lehrer der am vielseitigsten Begabte, dem sie wegen seiner Gaben und seiner Energie eine glänzende Karriere prophezeiten, war nach seinem Abiturium in die Schlosserlehre gegangen. Er kam mit dem

festen Entschluß und ließ sich durch nichts irre machen. Er habe Lust dazu und würde es schon noch zu etwas bringen, daß seine „studierten“ Brüder sich seiner nicht zu schämen hätten, sagte er lachend. Die Mutter aber fühlte wohl, mit welcher Anstrengung sie sich mühte, das Geld für das Studium der beiden älteren Brüder aufzubringen und wollte nicht neue Lasten zu den alten häufen. Schon verdiente er als Feinmechaniker ein schönes Stück Geld und wußte der Mutter manche Erleichterung zu verschaffen, da brach der Krieg aus und die drei Brüder gehörten zu den ersten, die sich stellten und freiwillig mit hinausjogen für's Vaterland.

Tavler hatte sich Frau Wiegand gehalten, als sie einen nach dem andern von sich ließ: Ich weiß, ihr zeigt euch eures Vaters würdig, behüt euch Gott zu tausend, tausend Malen. Dazu ein fester Händedruck und ein Blick so voller Liebe und Kraft und Verstehen, daß alle drei nimmer diesen Blick aus Mutterange vergaßen — das war ihr Abschied gewesen. Dann war sie zurückgegangen in ihr einsames Haus, hatte sich still hingesezt und Träne auf Träne war auf ihre festgeschlossenen Hände gefallen, bis es schluchzend von ihren Lippen brach: Sie sind dein, die du mir gegeben hast, du mein Herr und Gott, aber ich bitte dich, ich sehe dich an, laß diesen Kelch an mir vorübergehen! Nimm sie in deinen Schutz, führe sie zurück und laß sie in Frieden wirken zu deiner Ehre — nur diesen Kelch, Herr, laß an mir vorübergehen!

Sie konnte nicht hinzusetzen, Herr nicht mein, sondern dein Wille geschehe — nein, sie konnte es nicht! Ihre heiße Mutterliebe lehnte sich dagegen auf! Im Geiste ihres heimgegangenen Gatten, im steten Aufblick zu ihrem Gott hatte sie sie erzogen, ihr Leben hatte sie ausschließlich in ihren Dienst gestellt, ihre Seele hatte sie ihnen gegeben. Nicht weichlich und haltlos, nein, oft mit heißem Ringen, mit kräftigem Anpacken hatte sie sie zu guten, willensstarken, tüchtigen Menschen erzogen. Mäthen sollten sie der Menschheit, ein Segen werden wie ihr Vater — nur wiederkehren mußten sie, die ihres Lebens Inhalt, ihrer Seele Trost und Freude waren.

Frau Wiegand schaffte sich Arbeit. Sie war geschickt im Nähen und bald hatte sie Aufträge von der Militärbehörde. Ihre alte treue Marie machte die nötigste Hausarbeit und kam dann ihrer Herrin zur Hilfe. Ihre beiden Maschinen raselten, die Gedanken flogen zu den fernem Lieben. So ging es die ganze Woche, nur am Sonnabend arbeitete Frau Wiegand nicht für Erwerb. Dieser Tag war dem roten Kreuz gewidmet, da wurde genäht und gestrickt, und sie war glücklich, wenn sie wieder ein Paket guter Sachen abliefern konnte.

An jedem Abend aber um 7 Uhr machte Frau Wiegand Schluß mit der Arbeit und der Rest des Tages gehörte ihren Jungen. Sie arbeitete ja nur so angestrengt, um ihren Söhnen möglichst viel Liebes antun zu können. Und nicht nur diese erhielten ihre regelmäßigen Sendungen; manches Paket wanderte außerdem ins Feld für solche, die von daheim nicht mit Liebesgaben bedacht werden konnten. Und manch treues Mutterwort trugen ihre Briefe hinaus zu den Fernen, das ihnen den Mut hochhielt und das Herz stärkte.

Am Sonntag aber teilte Frau Wiegand ihre Zeit zwischen den Verwundeten im Lazarett und ihren Söhnen. Während der Stunden, die sie im Lazarett zubrachte, erfuhr sie manches aus dem gewaltigen Völkerringen, was ihr Herz erzittern ließ, und tat manchen Blick in das Einzelgeschick der Krieger. Ihr mütterliches Empfinden fand auch hier bald reiche Gelegenheit zur Betätigung. Es waren längst nicht mehr nur Leichtverwundete, die im Krankenhaus des Arztes untergebracht wurden, es kamen auch recht ernste Fälle vor, Fälle, bei denen Frau Wiegands Herz sich vor Mitleid und Jammer zusammensog und sich bangend fragte, was diese armen verstümmelten Menschen wohl trotz der wunderbaren ärztlichen Hilfe erst zu überwinden hätten, um sich wieder im Leben zurechtzufinden.

Eines Tages wurde sie unerwartet ins Lazarett gerufen. Ein Freund ihres Vettersten, Wolf Huber, der jahrelang wie ein Kind in ihrem Hause verkehrt hatte, war schwer verwundet hierher gebracht, weil er sich als zu schwach erwies für den Weitertransport. Seine Mutter, deren Einziger er gewesen war, eine Witwe wie sie, war vor kurzem gestorben. So stand er ganz allein. — Frau Wiegand überließ sofort alle Arbeit ihrer Marie und war bei dem Kranken, so oft der Arzt es erlaubte. Bald war sie diesem und der Schwester eine unschätzbare Hilfe. Aber schwere, schwere Wochen sollte sie an diesem Krankenbette erleben. Sie wußte durch den Arzt, daß es für den jungen Huber keine Heilung mehr gab, daß ihm ein schweres, schmerzvolles Sterben bevorstände. Da gab es für sie viele stille, heiße Kämpfe, aber am Krankenbette zeigte sie nichts als Ruhe und Zuversicht, und an ihrem treuen, ermutigenden Blick richtete sich der Kranke immer wieder auf. Wie die kleine Frau es aber angefangen hat, daß allmählich ihm selber das volle Verständnis für seine Lage kam, so daß er Ergebung und Freudigkeit zum Sterben fand, das weiß wohl nur ihr Gott allein.

Als seine lieben Augen sich für immer schlossen, da gedachte sie der eigenen Söhne, von denen bis jetzt immer wieder gute Nachrichten gekommen war. Ja, in einer Woche ungefähr durfte sie ihren Jüngsten zu kurzem Urlaub erwarten. Aber, so sagte sie sich wieder und wieder: Kannst du sicher sein, daß dir in deinen Söhnen erspart bleibt, was du hier einer Mutter Sohn hast er-

dulden sehen? Und angüßvoll, aus gedölkertem Herzen rang es sich empor lebend und innig: Laß diesen Kelch an mir vorüber gehen! und dann mit einem Blick auf den lieben Toten: Herr, so du willst, laß diesen Kelch an mir vorüber gehen! und stammelnd, zögernd fügte sie hinzu: doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! —

Nicht Tage darauf hatte sie alles zum Empfang ihres Gerts gerüstet. Morgen mußte er eintreffen, aber der Morgen verging und er kam nicht. „Er wird noch nicht haben abkommen können, er wird einige Tage später kommen.“ tröstete Marie, „das ist oft so.“ Inzwischen erhielt die Mutter Briefe von Franz und Walter. Der eine stand in Rußland, der andere in den Vogesen. Ergreifend schilderten sie oft ihre Erlebnisse und Eindrücke, dazwischen kamen packende, kurze Schilderungen der verschiedenen Landesteile, die sie berührten. Aus allen Briefen aber sprach fester Wille und gute Zuversicht. „Jetzt wirst Du unsern „Benjamin“ bei Dir haben,“ schrieb vor einigen Tagen Franz, „noch ein paar Monate, und Walter und ich werden zu kurzer Rast bei Dir eintreffen. Ach Mütterchen, wird das schön sein! Was wirst Du alles hören von Deinen großen Jungen, und wie gut wird es tun, sich nach allem Schützengrabenleben ein wenig von Dir verwöhnen zu lassen.“ Beide hatten das Eisenerz Kreuz bekommen.

Gert aber kam nicht. Wieder vergingen acht Tage, dann kam Frau Wiegands letzter Brief zurück mit dem Vermerk: „Gert Wiegand vermißt“.

Es folgten qualvolle Wochen. „Vermißt!“ dies Wort, das alle Möglichkeiten bestehen läßt und in seiner Qual und Ungenügsamkeit doch oft grausamer ist als der Tod. Frau Wiegand schenkte keine Mühe, sie wandte sich an das rote Kreuz, sie reiste nach Berlin, um zu erforchen, wohin man sich wenden, was man tun könne, sie schrieb nach der Schweiz; der Oberarzt und Pfarrer Ulrich, der ihrem Manne immer ein treuer Freund gewesen war, zogen ihrerseits alle erdenklichen Erkundigungen ein — alles vergebens. Endlich, nachdem das arme Mütterchen alles durchlebt hatte, was in dem steten Wechsel von aufstadernde Hoffnung und tiefer Verzweiflung liegt, traf vom Regiment die Nachricht ein, es sei leider festgestellt, daß ihr Sohn in der Champagne gefallen.

Die arme Mutter kämpfte einen harten Kampf. Ihr armer Gert, vielleicht unter Qualen verlassen und allein gestorben, ohne einen lieben Freund neben sich — ohne Hilfe — ohne Trost! Er, der sein Lebenslang nur für andere gelebt, für andere gestorbt hatte — es war, als ob ihr Herz zerissen würde, sie konnte nicht weiter! — „Siehe ich bin bei Euch alle Tage,“ tönte eine leise Stimme aus ihrem Innern, aber sie war so zerklüftet, ihr war das Herz so weh und wund, daß diese leise Stimme in ihrem Innern ebenso wie die Tröstungen der treuesten Freunde wohl an ihr Ohr schlug, aber nicht in ihr tiefstes Bewußtsein drang. Das war ganz angefüllt mit Jammer und Weh.

Marie umsorgte ihre Herrin in ihrer stillen Art. Sie hatte ja alle drei Söhne aufwachsen sehen, sie hatte sie auf dem Arm getragen und später manchen dummen Streich der Jungen wieder gut gemacht oder ihn der sorgenden Mutter verdrängen. Sie hatte ihr eigenes Verhältnis zu allen dreien, hatte ihnen oft den Kopf zurecht gesetzt, wenn der Übermut es zu toll trübte, aber wehe, wenn ein Fremder etwas gegen „ihre Jungen“ sagte. „Die würden froh sein, wenn sie nur so brave Buben hätten, wie terte sie, die sollten sich doch ihre eigene Brut ansehen, ob die es wohl aufnehmen mit solchen Staatskerlen.“ Aber war es nach dem Tode des Herrn schon schlimm gewesen für ihre Herrin, wie sollte es nun werden, wo dieselbe so bald nach der angreifenden Pflege des jungen Huber das schwere Leid traf um den eigenen Sohn? In ihrer Not wandte sich Marie an Franz und bat ihn, der Mutter zurecht zu helfen, wie er es früher bei schweren Erlebnissen zu tun pflegte. Franz antwortete ihr umgehend, ein Brief an die Mutter würde in den nächsten Tagen eintreffen, und dann schrieb er sofort:

Meine liebe Mutter.

Ganz gegen Deine sonstige Art hast Du mir den Tod unseres lieben Gert verschwiegen, um mich zu schonen. Aber aus Deinen Zeilen klang trotz aller scheinbaren Ruhe so viel Weh, daß ich es mir allein durch den Tod meines lieben Huber nicht erklären konnte. Durch einen Freund erfuhr ich von dem Geschick unseres Gert. Er war vielleicht der Beste von uns dreien, so lösslich frisch und voller Freude an allem Schönen und doch tiefinnerlich, voller Lebensernst und Aufopferung. Du weißt es am besten, was er Dir und uns allen war und ich will uns das Herz nicht noch schwerer machen mit Klagen.

Der Tod des Bruders hat mich über vieles nachdenken lassen, was ich Dir sagen möchte. Du hörst und liest natürlich viel Aufregendes über das Leben an der Front oder über einzelne schwere Kämpfe. Aber eins mußst Du Dir immer wieder klar machen. Ihr in der Heimat erlebt weit scharfer die Schattenseiten des Krieges als wir hier draußen. Dies alle meine Briefe, und mit denen von Walter und Deinen verschiedenen Schülern wird es dasselbe sein: aus allen wirst Du den Eindruck gewinnen, daß das Leben im Schützengraben längst nicht das schlimmste ist, daß es neben gemühtlichen Stunden auch solche gründlicher Einsicht und Momente höchster Erhebung mit sich bringt. Der Mensch wird hier auf sich selbst gestellt, er lernt es, sich aus eigener Kraft zu helfen,

mit geringen Mitteln in seiner Höhlenwohnung ein gewisses Behagen herzustellen. Er lernt auch, alles mehr nach seinem eignen Willen Werte einzuschätzen. Und dann vergiß nicht, wir sind dabei, wir dürfen mithelfen — das ist sehr viel leichter als das lange Warten dabei.

Und wer wie ich die furchtbaren Kämpfe in Masuten mitgemacht hat, der weiß, wofür wir kämpfen. Was ist alle Sorge und Bangigkeit, alle Trauer unserer Lieben dabei gegen das Elend, was wir unter den Flüchtlingen erlebt und geschaut haben. Wenn ich an Dich und unsere alte treue Marie, an all die guten tüchtigen und edlen deutschen Frauen und Mädchen in der Heimat denke, da überläuft es mich kalt, wenn ich mir vorstelle, daß Ihr hier wehr- und schutzlos solchen Mordbrennern, solcher Schande und solchem unsagbaren Elende preisgegeben sein solltet.

Versteh mich recht, Mutter; von Herzen will ich Dir und uns wünschen, daß Walter und ich Dir erhalten bleiben; brennend wünsche ich mir und unserem sonnigen, lebensfrohen Walter ein langes Leben, damit wir alles in die Tat umsetzen können, was uns an Erkenntnis aufgegangen ist in unserem Kriegesleben. Aber hat unser Herrgott es anders beschlossen, und sollen auch ich oder Walter durch den Tod unsere Treue gegen das Vaterland bestätigen, so wissen wir, wofür wir sterben. Viele liebe Kameraden habe ich fallen gesehen; junge Buben, die kaum der Schule entwachsen waren, und reife Männer, die Frau und Kinder unvergottet zurückließen. Aber eine andere Größe liegt in solchem Heldentod als in dem stagnierenden, nutzlosen Leben vieler, die sich daheim zu der Ersten zählen. Dies sollst Du wissen, mein Mütterchen, damit sich in Deinen tiefen Schmerzens um unsern geliebten Gert nicht Bitternisse und falsche Vorstellungen mischen.

Das Schwerste wird in dieser furchtbaren Kriegszeit von Euch Müttern gefordert. Ihr geht schrittweis den heiligen Pfad hinauf zu Eurem Golgatha, Euch wird die scharfe Dornenkrone auf das liebe Haupt gedrückt und erbarmungslos geht das Schwert durch Eure Seele. Wenn mir dieser Gedanke kam in mancher stillen Nacht, da packte mich die Wut, und ich wünschte, ich hätte die Hydra unserer Feinde vor mir und könnte den tausendköpfigen Dämon zerschmettern mit einem wuchtigen Streiche.

Wir leiden Weh um Euch, Ihr deutschen Väter und Mütter, die Ihr Euer Bestes hingibt für Euer Vaterland. Aber immer wieder denke ich, vielleicht ist das Beste gerade gut genug, um als Grundstein verwendet zu werden für den Bau unserer deutschen Zukunft. Wenn der einzelne durch seinen Kampf und wenn nötig, durch seinen Tod nur ein paar deutsche Familien vor der Vernichtung schützt und ihnen die Fortentwicklung sichert, so hat er nicht umsonst gelebt — so stirbt er in dem beglückenden Bewußtsein, daß er seine Aufgabe voll erfüllt hat. Und ist das nicht das Höchste, Mutter?

Und nun kommt meine große, innige Bitte; gib Dich nicht zu sehr der Trauer hin um unsern geliebten Gert, verzage und verzweifle selbst dann nicht, wenn, was Gott in seiner Gnade verhüten möge, noch weitere Opfer von Dir verlangt werden sollten. „Durch Nacht zum Licht“ — das sollte für jeden einzelnen die Lösung sein in dieser schweren Zeit. Wir brauchen starke, todesmutige Frauen. Du, Mutter, bist unzähligen Menschen ein Segen gewesen. Du mußt es bleiben, bis der Herr Dich entläßt aus seinem Arbeitsfelde. Ist der Krieg zu Ende, da sind erst recht tüchtige Menschen unserm Lande nötig. Dir, mein Mütterchen, danken wir Söhne alles Beste, was in uns ist. Du bist uns mehr gewesen, wie wir es Dir je danken können, aber noch darfst Du nicht an Ausruhen denken. Die anhergewöhnliche Zeit verlangt außerordentliche Leistungen. Vielen mußst Du noch zurecht helfen mit Deiner großen Liebe, Deinem mütterlichen Verstehen, mit Deiner Kraft und Deiner goldigen Klarheit. Man muß jetzt wohl lernen, ganz „Werkzeug“ zu werden und sich vom Höchsten Platz und Aufgabe amweisen zu lassen. Unsere Mutter war immer unser Stolz und die Sonne unseres Daseins — nun strecken viele die Hände nach Dir aus und Du wirst ihnen geben aus dem reichen Schatze Deines Herzens. Bleibe ich am Leben, so können wir vielleicht in vielem zusammenwirken; ich könnte mir nichts Lieberes denken. Grüße unsere gute Marie; es ist mir ein Trost, sie bei Dir zu wissen.

Ich habe viele Tage an diesem Briefe geschrieben; Du wirst Dir schon die Fettel zusammensügen. Lebe wohl, meine geliebte Mutter.

In Dankbarkeit Dein Sohn Franz.

Noch bevor dieser Brief bei der Mutter eintraf, kam ein Schreiben aus dem Regiment ihres Sohnes.

Hochverehrte Frau!

Es wird mir unsagbar schwer, Ihnen sagen zu müssen, daß mein Freund, Ihr edler, herrlicher Sohn Franz, den Heldentod starb. Gestern machten die Russen einen Nachtangriff, ich hatte mich in der Dunkelheit mit einer kleinen Wunde meiner Leute zu weit vorgewagt; schon waren wir umringt und wären rettungslos verloren gewesen, wenn nicht plötzlich Ihr Sohn mit seinen Leuten erschien, sich mit solcher Wucht auf den Feind warf, daß derselbe in wilder Flucht davon eilte. Wir waren gerettet, leider aber traf Ihren Sohn eine verirrte Kugel, als er eben die Verfolgung des Feindes einstellen wollte. Ich eilte zu ihm; jede Hilfe war jedoch vergeblich. Er lebte etwa noch zehn Minuten, seine letzten Worte waren Grüße für Sie und die Bitte an uns, Ihnen seine Tagebücher zu senden. Ich vergesse nie den Ton, mit dem er, schon halb bewußtlos, rief: „Meine liebe, liebe Mutter, Gott belie dir!“

Heute haben wir ihn begraben, auf einem schönen freien Platz im Walde, wo schon manche unserer Kameraden ruhen. Ein Freund hat ein Kreuz angefertigt und will die Worte darauf schnitzen, die auch der Feldprediger seiner Rede am Grabe zugrunde legte: „Er hat sein Leben gelassen für die Brüder!“

Ich komme mir Ihnen gegenüber wie ein Schuldiger vor, weil der Freund für mich sein Leben einsetzte. Er gehörte zu unsern Besten, ich kenne keinen Zweiten, der so ganz los von sich wäre, dem so sehr die Pflicht alles war. Und doch hatte wohl keiner eine größere Liebe, in Lust und Leid ein tieferes Weiterleben für die Kameraden als er. Im Dienste streng gegen sich und seine Leute, war er, sobald die Pflicht erledigt, wie ein Freund und Bruder für alle. Er war ein tüchtiger Offizier, und wie oft hat er als Arzt auf dem Schlachtfelde geholfen.

Ich wage kein Trostwort hinzuzufügen, verehrte Frau — nur die innige Bitte; sehen Sie in mir einen treuen Freund Ihres Sohnes, der Ihre Trauer teilt und den Heimgegangenen nie vergessen wird.“

Noch mehrere Briefe kamen von verschiedenen Vorgesetzten und Kameraden, und alle legten bereites Zeugnis ab von seiner tüchtigen, edlen Art. Das Eisene Kreuz wurde der Mutter geschildert und ihres Sohnes Tagebücher. Fast gleichzeitig traf sein letzter Brief ein. Sie schloß sich ein und las. War der ganze Brief nicht wie ein Vermächtnis? War nicht der Geist seines Vaters in ihrem Franz lebendig gewesen? War es nicht, als hätte er sie im Voraus stärken wollen für das bittere Leid, das sein Tod ihr aufbürdete? Aber sie war noch zu zerichlagen von allem Schwerem, um seine Botschaft ganz zu erfassen. Sie brach zusammen und wochenlang wetteiferten der treue Arzt und die gute Marie, um durch sorgsamste Pflege die Schwäche zu heben. Der alte gute Pfarrer Ulrich, der selber schon einen Sohn verloren und noch zwei andere im Felde hatte, wußte sie am besten aufzurichten, war er doch ihr und ihres Gatten Freund von dem Augenblicke an, wo sie hier ihr Heim aufschlugen. Er kannte die Tapferkeit der kleinen Frau und wußte, daß, sobald die körperliche Schwäche gehoben war, ihre Seele sich wieder aufrichten würde! Als Winter herankam, machte sich Frau Wiegand schon wieder im Garten zu schaffen, wo der Goldregen in voller Blüte stand und wo Flieder und Jasmin ihren Duft aushauchten. Marie hatte das Haus von oben bis unten gebüßt und fleißig geschmückt — „als ob Gänse kämen“, aber, dachte Frau Wiegand traurig, die arme Marie braucht wohl eine Ablenkung. Am nächsten Tage jedoch, als Frau Wiegand im Garten ruhte, erschien der Pfarrer mit schlecht verhehlter Aufregung. „Liebe Freundin!“ sagte er, „ich bringe eine große Freude, noch heute kommt jemand, der hier eine Weile bei Ihnen rufen möchte, ich erhielt soeben ein Telegramm aus Berlin.“ — „Walter“, rief Frau Wiegand, und schon bog er um die Ecke und die Mutter schloß ihren letzten, ihren jetzt einzigen Sohn aus Herz. Von Tag zu Tag richtete sie sich nun sichtlich auf, ihr Herz konnte sich nicht satt leben an dem zum Manne gereiften stattlichen Sohn. Ihr „Sonnentind“ hatte sie ihn immer genannt — das war er auch geblieben trotz aller Erfahrungen und der tiefen Trauer um die geliebten Brüder. Er hatte Franzens Brief und seine Tagebücher gelesen, und es war, als ob er des Bruders Erbe antreten wollte. Und kam am Abend Pastor Ulrich mit seiner lieblichen Margret, die seit der Mutter Tod mit ihren 18 Jahren schon dem Vater den Haushalt führte, und sah Frau Wiegand, wie ihr großer Junge unruhig und verlegen wurde und wie Margret bewundernd zu ihm auf sah, wenn er auf ihres Vaters Bitte von dem Kriegesleben erzählte, da leimten leise Hoffnungen empor. Die wuchsen und verankerten sich in Frau Wiegands Mutterherzen und schlugen Wurzeln in eine lichte Zukunft, wo der Krieg aufgehört hatte, seine Schrecken zu verbreiten.

Arme Mutter, sie ahnte nicht, daß das grausame Geschick nur eine Pause eintreten ließ, ehe es zu seinem letzten und furchtbarsten Schlage ausholte. Kaum 14 Tage war Walter wieder an die Front zurückgekehrt, hatte beglückt geschrieben und die Mutter beruhigt, es scheine im Moment ganz friedlich, wenn auch die Franzosen durch ihr Schießen für die nötige Abwechslung sorgten, da kam aus der chirurgischen Klinik der Universitätsstadt die Nachricht Frau Wiegand möchte, wenn ihre Kraft reicht, zu ihrem Sohne Walter kommen. Derselbe sei leider sehr schwer verwundet, sie müsse sich auf Durchbares gefaßt machen. Aber er sei bei klarem Bewußtsein, er selber habe Hoffnung auf Genesung und trage großes Verlangen nach seiner Mutter.

Pastor Ulrich kam; der starke Mann hatte offenbar geweint. Er begleitete die arme Mutter nach der Universitätsstadt und ehe sie ans Ziel kamen, kannte sie ihres Walters Gesicht. Von der herrlichen Gestalt ihres Sohnes existierten nur noch Haut und Knorpel. Der Arzt hatte keine Hoffnung mehr, Walter dagegen, der sonst so Klardenkende, glaubte fest an seine Genesung, ertrag alle Schmerzen wie ein Held und hoffte, mit Hilfe künstlicher Gliedmaßen dereinst doch seinen Beruf ausüben zu können. Kein Wort kam über Frau Wiegands Lippen, nur ein Laut wie ein zu Tode getroffenes Tier.

Dann richtete sie sich auf und trat die Wanderung zu ihrem Sohne an. Ruhig und gefaßt trat sie an sein Schmerzenslager; nur als sie seinen bange, fragenden Blick sah, da sagte sie innig, mit weber Stimme: „Mein armer, armer Bub!“

Und nun kamen Wochen, wo der Arzt und die Schwestern meinten, es sei, als ob ein Engel täglich der armen Mutter die nötige Kraft verleihe. Ihre Mutterliebe meisterte den Schmerz. Ihr Junge, ihr Sonnenstrahl litt — litt Uebermenschliches da

musste sie stark sein. Sie konnte ihn nicht dem Tode abringen, aber sie konnte ihm seine Schmerzen und sein Sterben erleichtern. Ihre Erfahrungen bei dem armen Huber kamen ihr zu nützen und das Mutterauge wußte jeden Wunsch, jede leise Bewegung in der Seele ihres Jungen zu lesen und das war gut, denn er sprach so leise, daß sie ihr Ohr ganz nahe an seinen Mund bringen mußte, um ihn verstehen zu können. Liebe Freunde, die er durch seine Studienzeit in der Stadt hatte, brachten ihm täglich Blumen und allerlei leichte, zarte Lederbissen, und für alles war er rührend dankbar. Sein Haupt, das still und geduldig auf dem weichen Kissen ruhte, war schöner als je. Die blonden Locken umrahmten ein bleiches Antlitz, aus dem seine tiefblauen Augen förmlich verklärt herausgahen.

Der Arzt glaubte, daß Walter sich immer noch fest an das Leben klammerte, die Mutter aber hatte den Kampf um Resignation in ihres Sohnes Seele geführt. Eines Tages bat er sie, ihr doch noch einmal den letzten Brief von Franz vorzulesen, wenigstens den Anfang. Sie tat es, und als sie an die Stelle kam: „Sollten auch ich oder Walter durch den Tod unsere Treue gegen das Vaterland bezeugen, so müssen wir, wo für wir herben“, da sah er die Mutter mit seinem lieben, schmerzlichen Lächeln an und flüsterte: „Ich habe Kinder so lieb und wollte ihnen mein Leben weihen — dann brach er ab, die Mutter aber sah ihn innig an und sprach: „Ja, mein goldiger Junge, für die Kleinen, die du so liebst, hast du dein großes Opfer gebracht.“ Er nickte leise, ganz leise, die Tränen flossen ihm aus den Augen, die Mutter trocknete sie lüde und beide wußten, sie hatten sich verstanden und trugen zusammen ihr großes, unsagbares Leid. — Daß er, der alle Qualen so geduldig erlitten, endlich sanft einschlummern durfte wie ein müdes Kind, war der armen Mutter ein großer Trost. Pastor Ulrich holte die Leiche heim, und neben dem vorangegangenen Vater fand dieser letzte der Söhne seine Ruhestätte.

Die ganze Pflege hatte Frau Wiegand überstanden, ohne zusammenzubrechen. Als sie aber in ihr einsames Haus zurückkam, da erschraf Marie über den Ausdruck ihrer Herrin. Aus dem wackelbleichen Antlitz blickten die großen braunen Augen fragend, wie in weite Ferne gerichtet, und um den Mund lag ein Zug, als ob er nie wieder lächeln könne. Und so blieb es durch Wochen und Monate. Die Leute aus der Stadt brachten heimlich Marie allerlei gute Sachen für ihre Herrin, aber dieser selber gingen sie aus dem Wege. Sie hatten Scheu vor dem übermenschlichen Leide. Pastor Ulrich und der Oberarzt kamen öfter, aber sie sprachen wenig. Frau Wiegands täglicher Gang war auf den Friedhof, der nicht weit von ihrem Hause war. Hier traf sie eines Morgens mit Margret zusammen, die an Walters Grab kniete und bitterlich weinte. Dieser jugendliche Kummer drang in das Herz der Mutter, sie schloß Margret in ihre Arme, und zum erstenmal flossen auch ihr die erlösenden Tränen.

So war Weihnachten herangekommen und immer noch war Frau Wiegands Antlitz wie aus Erz gemeißelt. Pastor Ulrich tat das Herz weh, und er zermarterte sich in dem Gedanken, der armen Mutter einen kleinen Trost zu spenden an diesem ersten Heiligabend nach all den furchtbaren Schicksalsschlägen. „Herr Gott, hilf mir, ich weiß mir keinen Rat“, seufzte er, als er sich immer gleich hilflos fühlte. Frau Wiegand hatte Marie vorgeschlagen, in die Christmette zu gehen. Marie versah den Wunsch der armen Mutter, an diesem Abend allein zu sein. Sie versprach zu gehen, sorgte für ihre Herrin und ging dann ganz leise in ihr Stübchen und schloß die Tür hinter sich zu.

Frau Wiegand aber schloß dieäden und zog die Vorhänge zu. Sie wollte nichts sehen von Christbaumglanz — sie hätte am liebsten die Weihnachtsglocken angehalten — nur allein sein, ganz stille an diesem Abend, der sonst der schönste des ganzen Jahres für sie gewesen war. So sah sie im Dunkel und dachte an all die Weihnachtsabende, die sie hier in demselben Zimmer als glückliche Gattin und Mutter erlebt hatte. Und als sie so ihr ganzes Leben durachdachte, da kam ihr der sehnlichste Wunsch, wenigstens die Bilder ihrer Lieben um sich zu haben. Sie zündete die Lampe an und holte alles herbei, was sie an Photographien ihres Mannes und ihrer drei Söhne besaß. Da war zunächst das Brautbild von sich und ihrem Manne. Wie viele köstliche Stunden, wie viele liebe Erinnerungen rief dies Bild in ihr wach und wie viele Hoffnungen ihrer jungen Seele. Und alle diese Hoffnungen hatten sich ihr erfüllt, weit über Bitten und Verheben. Welch ein Glück war ihr an der Seite dieses Mannes geworden.

Wie reich beglückt war sie gewesen vor Tausenden, wie hatte sie sich geistig entwickeln und wachsen dürfen durch das innige Zusammenleben mit ihm. Und welche Freude hatten sie beide an ihren Buben gehabt; wie hatten sie sich vom ersten Ballen der Kleinen an über jeden kleinen Fortschritt gefreut und was hatte sie alles für die Erziehung ihrer Kinder von dem Vater gelernt.

Dann nahm sie die verschiedenen Bilder aus der Kindheit ihrer Jungen. So viele, drockige, liebe Gesichten fielen ihr ein, so viel netzlicher Uebermut der kleinen Gesellschaft, daß sie zweifeln vor sich hinstacheln mußte. Dann kam das Schulstadium, wo sie sich in die Interessen und in die Begabung eines jeden ihrer Jungen hineinzuarbeiten versuchte. Es waren oft schwere Jahre gewesen, ihre drei Klagen hatten ihr weidlich zu schaffen gemacht, und bei

dem Gedanken lächelte sie den Bubenbildern zu. Und die vielen Sommergäste hatten viele Arbeit gebracht, und der Garten sollte auch besorgt werden. Um 4 Uhr morgens war sie oft aufgestanden, und manchen Abend erst nach Mitternacht ins Bett gekommen. Aber sie war kräftig und gesund gewesen, und Freude hatte doch jeder Tag gebracht neben aller Arbeit — o so viele Freude! Was war sie doch für eine glückliche Frau gewesen. Und sie nahm die Studentenbilder ihrer beiden Aeltesten zur Hand und dachte an all die Sorge, mit der sie ihre Jungen allein in die große Stadt mit all ihren Gefahren gelassen hatte. Und an ihr Dankgefühl, als sie ihr in jeden Ferien heimkehrten mit derselben Lauterkeit und Kindlichkeit ihres Wesens, mit dem köstlichen, jungshaften Uebermut und dem Ernst und der wachsenden Reife, sobald es ihr Studium oder tiefere Lebensfragen galt.

Sie hatte das alles vielleicht doch als zu selbstverständlich hingenommen, obgleich sie durch ihre Gäste oft traurige Sachen über die moderne Jugend gehört hatte. War sie auch wohl dankbar genug gewesen für all das unzagbar viele Gute, das ihr geworden war? Sie nahm die letzten Bilder ihrer Söhne zur Hand in der selbigen Uniform. Und dann las sie, einen nach dem andern, die Briefe ihrer Söhne — beim Jüngsten fing sie an und durchlebte nochmals mit jedem der drei ihre Heidenlaufbahn. Und immer größer wurden die Pausen, in denen die Mutter sann und grübelte, und so kam sie endlich zu dem letzten Briefe ihres Franz. Sie las ihn aufmerksam und ging ihn nachdenklich nochmals durch. Und jetzt in der großen Stille fand sie vielleicht erst volles Verstehen für dieses Vermächtnis ihres Aeltesten. Wie hatte er durch seine Worte ihrem armen Walter geholfen, so daß ihnen beiden vor seinem Ende der Tod nicht nur als Erlöser, nein, als eine Brücke, als ein Uebergang in ein neues Dasein erschienen war. Ja, sagte sie in Gedanken, mein armer Bube, der liebe Herrgott hatte deiner Seele eine schöne, edle Behausung geschenkt. Der Feind hat ihn dir zertrümmert, diesen Tempel deines Leibes, aber die Seele konnte er dir nicht zerstören. Die ist in Trümmern noch wach gewesen und ist ihre eigenen Wege gegangen, bis sie heimkam zum Vater. Nur die lange, lange Trennung — die ist gar so hart! — — Und wieder sah sie in den Brief ihres Franz. „Durch Nacht zum Licht“ las sie und erschauerte. Bedurfte es einer so grauenhaften Nacht für uns arme Menschen, damit wir uns endlich zum Lichte durchzuringen vermöchten? Und es fiel ihr ein — es war ja die Weihnacht, die Stunde, in welcher man das große Mysterium feierte, daß aus der Weltennacht das ewige Licht, der Christ, geboren wurde. Und sie wollte beharren in der Nacht ihres Grams und nicht zum Lichte durchdringen? Sie las die letzte Bitte ihres Franz und weinte bitterlich, und dann sagte sie laut vor sich hin: „Seid getrost, meine lieben Jungen, eure Mutter wird von euch lernen und nicht hinter euch zurücksehen. Mein Franz, sei ruhig, deine letzte Bitte soll mir heilig sein!“

Sie grübelte: welche Arbeit hatte er wohl von ihr gewollt? Da sah sie ihren Walter, ihr Schmerzenskind vor sich und rief aus: „Ich kann noch fragen? Deinen armen Leidensgefährten, solchen, die durch den Krieg zu Krüppeln wurden, soll ich helfen. Ja, dachte sie: „Durch Nacht, durch finstere Nacht zum Lichte!“ Mein Franz, ich will mich nicht meinem Schmerz hingeben, ich will sehen, ob mich unser Herrgott noch gebrauchen kann. Mein Heiland hat sein Leben gelassen für die Menschen, und meine lieben Jungen sind seinem Beispiel gefolgt — ihre Mutter will nicht hinter ihnen zurücksehen! Herr, mein Gott, hilf mir in meiner großen Schwachheit!“

Sie sah und sann noch eine ganze Weile, dann rief sie ihre Marie, reichte ihr die Hand und sagte: „Du hast es schwer mit mir gehabt, du gute Seele! Ich wollte keinen Weihnachtsabend haben — ich wollte allein sein mit meinem Schmerz. Aber der treue Gott fand den Weg durch die verschlossene Tür und zündete mir ein Weihnachtslicht an, das uns mit seiner Hilfe leuchten soll zu einem neuen Leben, wie es unserer Helden würdig ist! — Ich werde nach dem Feste mit Herrn Pastor sprechen, der wird alles in die richtigen Wege leiten. Mit seiner Hilfe werde ich unser Haus zu einem Heim für verkrüppelte Krieger machen. Fünf bis sechs können wir ganz gut aufnehmen. Dann kann jeder seine Behaglichkeit haben und wenn möglich, irgend eine Tätigkeit ausüben. Das wird sich alles gestalten lassen mit Hilfe der Freunde. Ich werde versuchen, den Armen ein Heim zu bereiten und du wirst weiter meine treue Helferin sein, nicht wahr, Marie?“

Marie stürzten die Tränen aus den Augen.

„Wie würden sich unsere lieben jungen Herren freuen, wenn sie dies sähen“, stammelte sie.

Als Frau Wiegand an diesem Abend schlafen ging, da war es ihr, als seien ihre lieben Jungen ihr ganz nahe.

Und als Pastor Ulrich von dem Weihnachtsereignis und dem Entschluß seiner alten Freundin hörte, da stieg aus seinem Herzen ein heißer Dank empor und er verbrach, alles Nötige in die Hand zu nehmen, damit ihre Pläne verwirklicht würden.

Margret aber kam eines Abends zu Frau Wiegand und als diese sie ans Herz schloß, bat sie innig: Um deines Walters willen laß mich ein wenig dein Kind sein und laß mich teilnehmen an deinem schönen Werk. (Nachdruck verboten.)